

So zeigen diese Briefe das Frivole, E... und Eitle des fähnen und erhabenen Menschen, der Ferdinand Cassalle war. Aber wenn Jörn und Entrüstung ihn schüttelten, waren diese „Spuren der Menschheit“ immer gleich weg und allein die Gedanken an sein Amt geboten. Man höre ihn der Schwester von seinem Prozesse erzählen, wie da seine Stimme schwillt, das Tägliche und Nonbanc weicht und nur noch die gute Kraft des gerechten Kriegers walten darf:

„Geliebtes Kind! Gestern war große Baiaille! Mein Hochverraths-proceß fand vor dem Staatsgerichtshof statt. Es gieng hart her. Der Ober-Staatsanwalt plaidirte in Person und beantragte bloß die Kleinigkeit von 3 Jahren Zuchthaus, 5 Jahre Stellung unter Polizeiaufsicht und 100 Thaler Geldstrafe. Die Sitzung dauerte von 10 Uhr bis 6 Uhr. Ich plaidirte 4 Stunden, stellenweise mit der Wuth eines hysterischen Königs-Tigers! Drei- bis viermal wurde ich durch ein heftiges Wuth-geheul der von ihren Sesseln auffahrenden Richter unterbrochen. Aber ich bändigte meine Löwen so gut wie Batty. Ich provocirte sie, mir das Wort abzuschneiden, wenn sie wollten. Solange ich aber das Wort hätte, würde ich sprechen frei wie der Vogel in der Luft. Mir das Wort abzuschneiden, wagten sie nicht, weil es offener Cassations-grund gewesen wäre. So fielen sie denn aus ihrem Anstrich immer wieder in Nachgiebigkeit zurück, und ich gieng, den Kantschu kräftig schwingend, immer wader voran.

Als sich die Richter zur Berathung zurückzogen, gewährte das ganze Auditorium einen äußerst trüblichen Anblick. Meine Freunde hatten sich zahlreich eingefunden. Keiner, der mich nicht für einen verlorenen Mann gehalten hätte. Einen solchen Einbruch hatte die Erbitterung der Richter gemacht. Dorn, der als Zuschauer da war, und wie alle, fast verhungert, trenn ausdriekt, sagte mir: Der Staatsgerichtshof hat noch nie jemand freigesprochen. Er rieth mir, schnell fortzufahren und mich in Sicherheit zu bringen. Denselben Rath gab mir Holthoff, der gleichfalls nicht den geringsten Glauben an eine Freisprechung mehr hatte. Denselben Rath, auf mich einwirkend, alle meine Freunde. Ich aber hielt es meiner nicht würdig, den Rücken zu zeigen. Ich hielt aus, wie der Fels im Sturm, obgleich im Falle der Verurtheilung meine sofortige Verhaftung gewiß war, und ich selbst an meine Freisprechung nicht mehr glaubte, so groß war die Erbitterung gewesen. Was die Gräfin, die gleichfalls zugegen war, dabei gelitten hat, kannst Du Dir denken!

„So wartete ich denn die Rückkehr der Richter ab. Es war das viertemal in meinem Leben, daß ich mich völliger Vernichtung gegenüber befunden habe. Endlich kamen sie und verkündeten meine — Freisprechung. Du hättest die Freude meiner Freunde sehen sollen, zumal der Gräfin und Buchers, der beinahe Kobold schoß! Und das Gesicht des Oberstaatsanwalts, der ausfah wie eine Raze, die Essig getrunken! Der Präsident kam jetzt sehr liebenswürdig auf mich zu, versicherte mir seine Bewunderung für meine Stimme, seine Theilnahme dafür, daß ich dieselbe so sehr angestrengt, da er doch aus den Acten wisse, daß ich ein Halskleiden habe, und behauptete jetzt, nur im Interesse derselben so oft auf Mäßigung gebrungen zu haben!

„Ich glaube, es ist wirklich die erste Freisprechung, die vor dem Staatsgerichtshof erfolgt ist. Du bist die erste, der ich Nachricht davon gebe, wohl auch die einzige, mit Ausnahme zweier Zeilen, die ich noch gestern der geliebten Mutter schrieb. Du siehst also, daß ich bei dieser Gelegenheit mein sonstiges „Nicht-Schreiben“ gut zu machen weiß.“

Dem Keimer des Menschlichen beständigen diese Briefe wieder, daß Größe, Bedeutung und alle Tugenden nur Gnaden glücklicher Stunden sind, Geschenke von Göttern, sonst im Gewöhnlichen tief versteckt. Es gibt keinen Heiden, keinen Heiligen, der es immer wäre. Das mag ein bischen traurig sein, daß wir nicht in Jamben leben können, und ist doch sehr tröstlich, weil jeder so im Geheimen hoffen darf, auch noch seine Stunde der Gnaden zu erfahren.

Hermann Vahr.

Ein portugiesischer Dichter.

Ebenso interessant als charakteristisch ist der Entwicklungsengang des fähnen jungen portugiesischen Dichters Eugen de Castro. Nachdem er vier Bände gewissenhaft nach bewährten künstlerischen Vorbildern gebaueter Verse veröffentlicht hatte, durch fünf Jahre auf ausgetretenern Pfaden gewandert war und den Beifall der Kritik sowie seiner vor ihm zu Ruhm gelangten Berufsgenossen gefunden hatte, regte sich plötzlich, unter dem entscheidenden Einfluß der Werke Baudelaires und Verlaines, ein festiges, stiebrhaftes, unbezwingliches Bedürfnis nach Originalität und Neuartigkeit um jeden Preis in seiner Seele. Und, seine alten Götter verleugnend, auf einem Band Gedichte verzichtend, der schon unter der Presse war, zu dem Dordallo Pinheiro, der kraftvollste portugiesische Maler der Gegenwart, verschiedene Skizzen entworfen, und der berühmte Dichter Joao de Deus eine äußerst geistvolle und schmeichelhafte Vorrede geschrieben, gab er sich ganz seiner neuen Aesthetik hin, und schuf die „Caristios“.

In der Vorrede zu diesen Gedichten sagte de Castro, daß die portugiesische Dichtung, mit wenigen Ausnahmen, sich in abgebrauchten Gemeinplätzen bewege, und namentlich an Reimen von einer geradezu

küsterlichen Armut sei; auch lägen zwei Drittel der Worte der portugiesischen Sprache unbenutzt in den Wörterbüchern wie wertloses Gerümpel, das man achtlos in Bodenklammern vermodern läßt; er gedachte neue Gedanken in neuer Form auszudrücken, in neuen Rhythmen und umgekehrten oder vergessenen Worten. Mit diesen Vorsätzen begann in Portugal die „neue Schule“, die ein auserlesener und subtiler Dichter, Antonio de Oliveira-Soares, bald zu Ansehen brachte.

Ihr erstes Werk, „Caristios“, ist nichts als eine Sammlung von Liebesliedern, von einer flammernden und ungewöhnlichen Leidenschaft. In äppigen, oft etwas gesuchten Bildern schildert der Dichter, wie ihm das erste Mal die Geliebte erschien in der sanften Dämmerung eines Herbstabends: „Stolz und traurig schritt sie dahin, in schwarzen Gewändern, die in Falten zur Erde flossen, geschmeidig wie eine Schlange, leicht wie ein Schatten und grazills wie eine Amphora; wie weißer Kampfer in einer Wunde, so entlodte ihr Blick, ihr tiefer Blick, einen Seufzer. Und unbewegt glitt die große Blume vorbei, mit ihrem räthselhaften Antlitz und dem vagen Blick an Bilder mystischer Heiliger gemahnend, während meine Augen ihrem nachtwandelnden traurigen Schreiten wie Vagen folgten.“ Diese seltsame hochmüthige Frau herrscht über den Dichter. In einem anderen Gedichte fragt er sie, was ihr höchster Wunsch wäre, und sie entgegnet: „Ich wünschte in einem kristallinen Haus am Nordpol zu leben.“ Wenn er sie, magisch umflossen, schildert, wie sie mit durchsichtigen Fingern in alten Andachtsbüchern blättert, von deren vergoldeten Seiten verzückte Heilige in mystischen Stellungen ihr entgegenlächeln, muß man an die Orgien des Desnard oder die Delirien des Des Esseintes denken. Sie ist kalt, aber nicht aus Dünkel und Stolz, sondern weil sie nicht lieben kann. Sie vergleicht selbst ihr Herz einem steinigen Boden, auf dem weder Blumen noch Früchte wachsen, einem Morgen ohne Sonne, einer Dase ohne Eiferne; und sie will so bleiben: „Oh lass' mich so fühllos, unbewußt, ruhig, gleichgültig gegen alles, stets fest den Blick, die Lippe stumm, unter Träumen, Dämonen, Visionen. Liebe mich einfältig und fromm, wie eine Schwester, eine Todte; die verschlossene Pforte meines Herzens öffne ich Dir nicht. Oh! Lass' mich schlafen, lass' mich träumen!“

Ich habe so lange bei „Caristios“ verweilt, weil von allen Werken de Castros, dieses raffinierten Zergliederers von seltenen Empfindungen und Sensationen, dieses für mich die größte Verführung hat, wenn auch freilich die Sucht nach dem Neuen, Ungebräuchlichen, Fremden den jungen Autor oft zu beinahe grotesken Uebertreibungen verlockt, von der Art, die man an unseren Marini und dem Spanier Gongora so sehr getadelt hat. Ein Jahr später erschienen die „Horas“, ein sehr mystisches Buch, ganz im Sinne der katholischen Weltanschauung. Entwürfungen haben den Dichter dem Himmel zugeführt und seine Lieber sind nur mehr Gebete eines Büßers und reuige Gelübde der Keuschheit. Er beschwört die Geliebte, rein und keusch mit ihm zu leben. Das nächste Buch, „Sylvia“, unentschieden und ohne eine neue Note anzuklagen, bringt einige unvergleichliche Perlen, so das Gedicht, das die Geliebte tröstet, die sich ob seiner Unberühmtheit grämt, und mit den Worten schließt: „Weine nicht mehr! Monde und Jahre verfließen, ehe das Licht der Sterne zur Erde dringt. Meine Lieber, oh Liebste, sind die Geschwister der Sterne!“ In anderen Versen desselben Bandes finden sich bereits Spuren jenes wilden und zweifelhaften Pessimismus, der in seinem letzten Werke dann so heftig ausbrach. Dieses heißt: „Interludio“. Es ist den literarischen Idolen de Castros gewidmet: Edgar Pos, Villiers de l'Isle-Adam, Baudelaire und Barbey d'Aurevilly, und trägt auf der ersten Seite vier Wotti: „L'homme esgaré, qui ne scait où il va.“ Ch. d'Orleans. „Das Heute ist schlimm, jeder kommende Tag wird schlimmer sein, bis endlich das Schlimmste kommt.“ A. Schopenhauer. „Sterben ist faß, doch noch besser wäre es, nicht geboren zu sein.“ S. Feine. „Man sollte die Menschen bei ihrer Geburt, und nicht bei ihrem Tode beweinen.“ Montesquieu.

Nach dem Gesagten kann man über den düstern und bitteren Geist, der im „Interludio“ herrscht, nicht länger in Zweifel sein; und mit diesem verzweifeltsten Pessimismus mengt sich ein dumpfer und kindischer Aberglaube. So gilt ein ganzes Gedicht der Unglückszahl dreizehn, und gleich eingangs zählt der Autor eine Reihe von schlechten Vorbedeutungen auf, die seine Geburt begleitet. Der Dichter behauptet, wie Verlaine, unter einem bösen Stern geboren zu sein, und das Leben muß ihm so ein großes Krankenhaus erscheinen und vor der schönsten Frau muß er an die Wärmer denken, die auch diesen herrlichen Leib nicht verschonen werden. In einem Gedicht, wo er zu jungen, lachenden, tanzenden Mädchen spricht, meint man einen fanatischen Mönch zu hören, der das Fleisch anklagt, und dann läßt er eine entsetzliche Hymne auf die „Fäulnis“ folgen, die Henry de Groux, dem sonderbaren belgischen Maler, gewidmet sein könnte, der in seinen Gemälden und Radierungen so schaurig die Macht des Todes preist. Selbst die Liebe und die Trauer, die ihn zuvor so innig bewegt, scheinen ihm jetzt düster und häßlich: „Oh' ich sie besitze, oh' ich sie unterwerfe, durch die Kraft meiner Worte und das Feuer meiner Blicke, setze ich in jeder den offenen Himmel. Aber kaum brüde ich sie an die Brust, so wird meine Begeisterung starr und der geträumte Himmel verwandelt sich in eine Wüste. Das Verlangen weilt, Liebe wird zum Widerstreben und ich bin jenen Kranken gleich, die nach allem geküßt und benen doch alles widersteht! . . .“